

Dr. Dieter Klein: Erinnerung an das „kleine Paradies“

Vorwort

Geboren am 23. April 1942. Jetzt bin ich 80 Jahre alt - vielleicht „höchste“ Zeit, mich an mein vergangenes Leben zu erinnern und darüber zu schreiben. Zeit zum „Aufräumen“, vorerst wenigstens schriftlich. Noch geht das, wenigstens das Langzeitgedächtnis funktioniert noch einigermaßen, auf alle Fälle macht es mir selber ungläubigen Spaß, mich an mein ganzes Leben mit seinen vielen, überwiegend schönen Momenten zurück zu erinnern, alles rückblickend noch einmal zu erleben. Das Meiste würde ich wieder genauso machen, meine Zeit habe ich gut genutzt... Die „Midlife-Crisis“ scheint ich irgendwie verschlafen zu haben, trotzdem: auch wenn die letzten Jahre der Attraktivität und damit die besten Zeiten wohl jetzt vorbei sind, so fühle ich mich sehr glücklich, trotz einer gewissen „Endzeitstimmung“. Die ganz frühen Jahre können natürlich nur aus der Erinnerung rekonstruiert werden, teilweise basierend auf Erzählungen der Erwachsenen. Ein Schiffs-Tagebuch hatte ich während meiner Schulzeit auch schon einmal angefangen - darin waren die ersten Fahrten mit Donaudampfern verzeichnet, zunächst die Ausflugsfahrten mit meinen Eltern und dann die beruflichen „Jungfernfahrten“ während meiner **DDSG-Zeit**. Leider habe ich diese Aufzeichnungen seit über 30 Jahren nicht mehr gefunden. Ab 1962 wird die Erinnerung erleichtert, seither wurden die Erinnerungen kalendrisch in Stichworten dokumentiert.

Meine ersten Lebensjahre in Kukan 1942-1945

An meinen Geburtsort konnte ich mich lange Jahre nur vage erinnern, eigene Wahrnehmungen eines Dreijährigen vermischen sich da mit Erzählungen der Erwachsenen. Irgendwie war **Kukan bei Gablonz** / Kokonin (heute ein Stadtteil von Gablonz, bis 1945 2250 Ew., davon 90 % deutsche Altösterreicher) in Nordböhmen für mich immer eine Art „verlorenes Paradies“ seit der Vertreibung der Sudetendeutschen 1945.

Manche Sachen wurden aber sicher nicht durch Erzählungen tradiert, zum Beispiel das „gelbe Licht“, das mich in der Schumburger Kirche fasziniert hatte. Bei meinem ersten Besuch in Gablonz zusammen mit meiner Tante Annl fand ich 1969 manche dieser Erinnerungen bestätigt, so z.B. durch die ovalen, gelb verglasten Fenster bei der Scala Santa (eine „Heilige Stiege“, auf der sich die Gläubigen betenderweise hochrobbten). Eine weitere Bestätigung meiner frühkindlichen Erinnerung erlebte ich beim Besuch unserer alten Wohnungen in der Kukaner Ziehhütte (Lange Gasse 331) mit meiner Mutter und Annl anlässlich unseres großen Sippentreffs in den 1970er-Jahren.

Und sonst? Zusammen mit meinem

um drei Wochen jüngeren Cousin Gerd gingen wir im Vierfüßlerstand die Treppe abwärts - mir später rätselhaft, wie uns das gelingen konnte.

Erinnern kann ich mich auch, dass wir beide meinen Vater gleichzeitig in den Hintern gebissen hatten, jeder in eine Backe.

Erinnern kann ich mich an die Gaslampe mit ihrem Zugsystem zum Ein- und Ausschalten, an die Küchenkreuz mit gedrehten Säulchen, die das Oberteil trugen und an den Küchenherd, der rechts neben der zweiflügeligen Eingangstür stand und auf dem die

„Haluschken“ direkt auf der Herdplatte gebraten wurden - Fett gab es damals nur selten. Die Bezeichnung Haluschken war wohl nur familienintern üblich, sie bedeutet sonst verschiedene andere Essen, ebenfalls mit rohen geriebenen Kartoffeln.

Mein Lieblingsessen war der „Stoppelfuchs“ (österreichisch Kartoffelpuffer oder bayrisch Reiberdatschi), der gleiche Teig aus rohen, geriebenen Kartoffeln und wenig Mehl, aber in der Pfanne und im Backrohr gebraten (später vorzugsweise mit Speck).

Erinnern kann ich mich an meine Angst vor Friseuren, Ecke Kukaner Villengasse und Hauptstraße befand sich so ein „Etablissement des Grauens“, ich bin laut quietschend bei meiner Großmutter unter den Rock gekrochen - über die Reaktion der anderen Kunden wurde nichts überliefert.

Bin mir nicht sicher, ob ich mich an meinen ersten Geburtstag richtig erinnere: jedenfalls bekam ich einen Pudding mit einer Kerze in der Mitte. In späteren Jahren war mein Geburtstag untrennbar mit dem Blumenstock einer „Pantoffelblume“ verbunden, deren richtigen Namen ich erst jetzt übers Internet eruieren konnte.

An meine Oma und meine Mutter erinnere ich mich auch im Zusammenhang mit einem gemeinsamen Spaziergang von Kukan nach Reichenau. Da kam eine Kuh von der Weide auf uns zu gerannt, Oma versteckte sich hinter einem Marterl und versuchte die Kuh mit einem Zweig abzulenken. Zu meiner Mutter schrie sie: „Renn ock mit m' Dieter weg“. Passiert ist nichts, vielleicht war die Kuh nur neugierig. Den ungefähren Ort wusste ich noch nach Jahrzehnten, Marterl war an dieser Stelle aber keines mehr zu finden.

Nach dem Krieg geschah das Unvorstellbare, die Deutschen wurden aus der CSR vertrieben, ohne Rücksicht auf Verdienste, ohne Rücksicht auf politische Widerstandskämpfer gegen die Nazis, ohne Rücksicht auf Alter oder

auf familiäre und nachbarschaftliche Bindungen.

So ist mir die Vertreibung unserer Nachbarsfamilie **Hoffmann** in Erinnerung geblieben, es müsste im Mai oder Juni 1945 gewesen sein, als man die nette Frau Hoffmann mit ihrer damals 18jährigen Tochter Wally abholte. Ihre Brüder waren Kurtl, (damals bereits gefallen) und Robert (Bertl, vermutlich damals in Gefangenschaft).

Mit Kurtl und mir auf seinem Arm gibt es ein Foto, das hinter der Ziehhütte bei „meinem“ Sandhaufen aufgenommen worden ist.

Wie üblich wollte ich eines Tages zu Hoffmanns rüber, wie immer, wenn ich irgendein Geräusch auf der Treppe hörte. Ich öffnete also unsere Wohnungstür und sah fremde

Männer - mehr nicht, weil mich meine Oma erschrocken zurück zog und sofort die Tür verschloss. Einer der Männer warf bereits einen interessierten Blick in unsere Küche. Die Tschechen hatten die Familie Hoffmann „abgeholt“.

Wir hatten insofern Glück, als meine Mutter mit meinem Vater **Helmut Klein** einen Österreicher geheiratet hatte, meine Eltern also „freiwillig“ gehen konnten. Für mich als Kleinkind trotzdem eine Katastrophe. Während die Vorbereitungen zu unserer Abfahrt nach Wien getroffen wurden, hatte ich mich zunächst versteckt. Dann sagte ich zu meiner Tante „bind mich ock am Blitzableiter an“, ich wollte einfach nicht fort. Für alle Erwachsenen damals eine zusätzliche seelische Belastung.

Der Kontakt mit den Hoffmanns hat bis heute mein Idealbild von „guter Nachbarschaft“ geprägt, mit der Wally in Neugablonz hatten wir übrigens bis über ihren 90. Geburtstag hinaus Kontakt. Erinnern kann ich mich an die Holztruhe, die meine Großeltern zu ihrer Hochzeit anfertigen ließen. Es war eine schwere Truhe mit abgerundetem Holzdeckel, die uns als Übersiedlungsgepäck diente. Sie ist heute noch in Familienbesitz und wurde von mir vor dem Zerhacken gerettet ... schließlich stammt sie ja aus Kukan. Auch eine Schere brachte ich vor dem alltäglichen Gebrauch „in Sicherheit“, eben weil sie aus Kukan mitgenommen worden war. Aus dem gleichen Grund versteckte ich mein Spielzeug, auch wenn ich aus „Altersgründen“ wirklich kein Interesse mehr daran hatte.

Anderere Wertgegenstände wie die Nähmaschine meiner Tante wurden als „österreichisches Eigentum“ deklariert und in der Bodenkammer abgestellt, die

Tür versiegelt. Wieder gesehen haben wir von diesen Sachen natürlich nichts mehr.

Erinnern kann ich mich an einen Sonntagvormittag, als meine Tante Annl und ihre Tochter Annelies (damals 15 Jahre) Radio und Fotoapparate bei einer tschechischen Sammelstelle abliefern mussten. Die Sachen wurden dann an tschechische Staatsbürger zu billigsten Schätzpreisen verkauft, ähnlich wie zuvor das jüdische Eigentum an Arier.

Jahre später erfuhr ich, dass die Juden an einem ihrer religiösen Feiertage, an denen die Gläubigen nicht einmal auf die Straße gehen sollten, ihre Radios und Fotoapparate zu einer Sammelstelle der Nazis bringen mussten. Die Gebrauchsanweisung zu Umenschlichkeiten wurde also nicht erst von den Tschechen „erfunden“, auch nicht die Zwangsarbeit, zu der zum Beispiel Tante Annl und die damals 15jährige Annelies bei einem tschechischen Bauern zur **Erntehilfe** eingesetzt wurden.

Von solchen Grausamkeiten blieb ich als Kind vorerst kaum beeindruckt. Es war halt so, wichtiger schien mir die Spielkiste mit allem möglichen „Kruscht“ in Annl's Wohnung, die im ersten Stock unterhalb der Dachwohnung meiner Großmutter lag. Dort konnte ich stundenlang spielen. Meine Anmeldung erfolgte meist durch den Satz: „Tant' Annl, biste ai danner Stube?“ Das war „pau-risch“ (so wie „ock“ oder „nau“ oder „newa“ = nicht wahr), der sudetendeutsche Dialekt aus dem Raum Gablonz, der heute nur noch von wenigen älteren Leuten verstanden und von noch weniger gesprochen wird.

Erinnern kann ich mich an die „Schweppe“, wo die gewaschene Wäsche in der Mohelka, einem damals noch sauberen Bächlein geschwemmt worden ist. Dort wohnt ein etwas älteres Mädchen, das damals wohl schon in die Schule ging. Als ich ihr ein Blümchen überreichen wollte, stieß mich eine Ziege von hinten um. Heulend antwortete ich auf die Frage, was passiert sei: „umsmeisst“.

Blümchen brachte ich auch unserem Nachbarmädchen von gegenüber, der **Schmidt Margit** an den Zaun. Die ganze Familie fand das süß. Weniger erfreut war meine Mutter über Pferdeäpfel, die ich von der Straße per Hand aufgelesen hatte.

Sie galten als guter Pflanzendünger, außerdem hatte mein Vater während seiner kurzen Fronturlaube hinter dem Haus **Tabakpflanzen** angebaut. Gar nicht begeistert war er, als ich während eines solchen Urlaubes die großen Tabakblätter abgerissen und als Sonnenschirm benützt hatte.

Auf einiges Selbstbewusstsein lässt mein spontaner Entschluss schließen, mit der Milchkanne in die Milchhandlung (wohln in der Villengasse) los zu ziehen, um (damals streng rationalisierte) Milch zu holen. Angeblich bekam ich sogar „a Nejšl“.

(Fortsetzung folgt)



Elisabeth Klein mit Dieter.

Dieter Kleins Erinnerungen an das „verlorene Paradies“

2. Teil: Die Personen in meinem Leben (bis 1945)

Zunächst meine Eltern: sie hatten sich um 1940 auf dem Zug nach Breslau kennen gelernt, wo meine Mutter ihren Bruder Tönl im Lazarett besuchen wollte. Sie saß mit einer Freundin im Abteil, als zwei tief verschneite Soldaten einstiegen und die beiden jungen Frauen ansprachen. Beim Passieren eines Tunnels küsste mein zukünftiger Vater meine zukünftige Mutter. Er dachte, das gehört sich so. Meine Mutter gab ihm eine Ohrfeige. Auch sie dachte, das gehört sich so. Gleichzeitig tat es ihr leid: „Oh, hat's weh getan?“ - diese Frage lässt darauffolgend. Über die Jahre hinweg wurde diese originelle Geschichte von meinem Vater bei vielen Gelegenheiten kolportiert.

Ungefähr ein Jahr später hatten sie **geheiratet**, ein **Trauerjahr** musste nach dem **Tod meines Großvaters** (1940) noch abgewartet werden.

Ich war wohl auch nicht sofort geplant, jedenfalls erinnere ich mich an ein Gespräch zwischen meiner Mutter und Tante Annl nach dem Tod meines Vaters, in dem Annl meinte, sie könne sich nicht vorstellen, dass er nach einem Besuch im Rahmen eines Fronturlaubes „wieder so gegangen sei, wie er gekommen war“. Meine Mutter antwortete verwundert, „nej, dou wor nisch“.

Trotzdem schien die Ehe am Anfang relativ glücklich zu laufen, man wusste ja nie, ob der Mann überhaupt aus dem Krieg wieder gesund zurückkommen würde - und viel Zeit zum schnellen oder gar intensiven Kennenlernen gab es nicht. Das erfolgte erst **1945, nach Kriegsende in Wien** (- und da waren meine Eltern leider bereits vier Jahre verheiratet).

Die Hochzeit fand in der damals recht neu erbauten Gablonzer **Herz Jesu-Kirche** statt (in der ich später getauft worden bin), gefeiert wurde dann in der **Ziehütte**, unserem Wohnhaus. Bier wurde aus Weingläsern getrunken, weil es während des Krieges Wein und auch Bier nur in **kleinen Rationen** gegeben hatte (Info meiner Tante Annl). Zur Hochzeit war mein **Großvater Franz** aus Wien angereist, damals schon von meiner **tschechischen Großmutter Emilie** geschieden (die deshalb wohl nicht eingeladen wurde). Sie war mit der Wahl meines Vaters zunächst überhaupt nicht einverstanden, wie ihre Schwester, die Tante Tonči erzählte: „Was, ein Fabrik-Mädel willst du heiraten?“

Besonders begeistert war umgekehrt die Zappe-Familie von meinem Vater wohl auch nicht, alleine das Foto von der **Hochzeitsfeier in Annls Wohnküche** spricht Bände: Er war schon müde, überliefert ist durch Tante Ilse seine wiederholte Frage: „Liesel, wann geh'n wir denn ins Bett?“

Dort wartete eine Überraschung: aus Angst vor zu erwartenden „Scherzen“



Kukan: Geburtshaus von Dieter Klein

blieb zwar die Schlafzimmertür tagsüber versperrt ... offen geblieben war jedoch das Fenster im ersten Stock, durch das Tönl und wohl auch einige Nachbarsöhne per Leiter ins **Brautgemach** eingestiegen waren und unter dem Bett **Glöckchen** anbrachten und noch andere lustige Ideen verwirklichten. Besonders humorbegabt war mein Vater nie, und so kann ich mir die Atmosphäre während der Hochzeitsnacht gut vorstellen.

Zur Feier waren Verwandte und einige unserer Nachbarn eingeladen, die auf einem Foto verewigt sind. Dunkel erinnern kann ich mich selber an die **Frau Künstner**, die ein kleines Hundchen namens „Fips“ besaß und die im Erdgeschoss wohnte. (Mangels eines Hundes nannte ich meinen Vogel, den ich zu einem Weihnachtsfest bekam, ebenfalls „Fips“. Mein späterer **Strolchi** wäre als Hund für diesen Namen etwas zu stattlich gewesen).

Im Zuge der Vertreibung musste sie, als sie ins Lager kam, ihr **geliebtes Haustier** zurücklassen. Ein Bekannter erschoss das Tierchen und brachte es ihr als „Braten“ ins Lager, weil die **Sudetendeutschen** dort **meist hungerten**. Leider konnte er den Mund über die Herkunft des Bratens nicht für sich behalten. Gekessenen haben dann wohl andere Leute den armen Fips. Weniger Erinnerungen habe ich an die Familie Feix mit ihrem halbwüchsigen Sohn Werner (?), die im ersten Stock der Ziehütte neben der Tante Annl wohnte. Ich habe viel von meinen Eltern ge-



Elisabeth Klein bei ihrer Hochzeit.

lernt - vor allem Vieles, was man im Interesse eines **harmonischen Zusammenlebens** niemals tun dürfte. Richtig Vertrauen zueinander ist zwischen ihnen eigentlich nie entstanden.

Meine Oma **Lina Zappe** (geborene Feix) und meine Tante Annl dagegen waren für mich immer wichtige Vertrauenspersonen. Sie prägten meine ersten Erinnerungen und blieben mir auch später eng vertraut.

Teils aus eigener Erinnerung, teils aus Mutters Erzählungen weiß ich, dass es im November 1945 bei der **Fahrt nach Wien** (vermutlich nach einem **Umstieg in Prag**) einen **Zug-Zusammenstoß** gab, in dessen Folge die schweren Koffer aus den überfüllten Gepäcknetzen auf die Passagiere fielen. Meine Mutter beugte sich instinktiv über mich und hat mir damit vermutlich **das Leben gerettet**. Ich erinnere mich noch an die Kommentare der Mitreisenden, die ihren Mut bewunderten, den ich damals allerdings kaum richtig zu würdigen wusste.

Zum „**verlorenen Paradies**“ gehörte der frühkindliche Kontakt mit meinem drei Wochen jüngeren Cousin **Gerd Zappe**. Meine Mutter sprach noch Jahre später davon, dass wir **wie Geschwister** aufgewachsen wären, wenn die politische Situation das erlaubt hätte. Zwei Jahre später, 1944, wurde noch meine **Cousine Gerda** geboren; an eine gemeinsame Fahrt im **Leiterwag** durch **Reichenau** kann ich mich erinnern, begleitet von deren Mutter, meiner **Tante Ilse** (verheiratet mit **Tönl Zappe**, der in den letzten Kriegstagen wohl bei Stettin ums Leben gekommen ist) und an die Omi **Lina Lucke**, die alle im benachbarten Reichenau wohnten. Ich sollte unsere Verwandten erst im **1957 in Wien wieder sehen**.

Vielleicht stand der damalige Besuch in Reichenau im Zusammenhang mit dem Geschenk meiner Oma an uns, ihre beiden Enkel. Ich bekam ein **Halskettl** mit ovalem Schutzengel-Anhängerchen, mein Cousin mit einem runden. Meines hatte ich noch viele Jahre, das vom Gerd wurde vermutlich bei der „Aussiedelung“ **gestohlen**. Die Mitnahme von Schmuck war ja generell verboten, wohl auch bei **Antifaschistentransporten**, auf den unsere Rei-

chenauer Verwandten geschickt wurden, nachdem sich ein kommunistisch gesinnter Onkel, **Otto Funke**, dafür eingesetzt hatte. Das hatte den Vorteil, dass im Gegensatz zu den „normalen“ Vertreibungen **etwas mehr an Gepäck** mitgenommen werden durfte.

Die Reichenauer landeten in der **Ostzone**, der späteren DDR in einem halb zerstörten, typisch „märkischen“ Dorf neben einem ehemaligen Truppenübungsplatz, im Dorf **Zinna bei Jüterbog**. Später wurde der hauptsächlich von Reichenauer Antifaschisten besiedelte Ort in „**Neuheim**“ umbenannt.

Obwohl meine Eltern mit mir nur einige wenige Wochen nach Kriegsende in **Lipnikowitz / Libnikovice** bei unseren tschechischen Verwandten in der Königgrätzer Region gewesen sind, erinnere ich mich an einen fürchterlichen Auftritt des Onkels Forster (verheiratet mit der in lieber Erinnerung gebliebenen Tante Manja, Schwester meiner Wiener Oma), als der meinem Vater über den Tod seiner Mutter, meiner Oma berichtete. Sie war zwei Tage vor unserer Ankunft dort an Krebs gestorben, ich durfte sie also nicht mehr kennen lernen. Im Zusammenhang mit diesem Bericht blieb mir der Satz dieses tschechischen Onkels, der perfekt deutsch sprach, in Erinnerung: „... und dann habe ich deiner Mutter einen Arschtritt gegeben...“.

Dieser Onkel Forster dürfte jedenfalls den miesesten Charakter aller unserer Verwandten gehabt haben; nebenbei versuchte er während unseres Aufenthaltes meine Mutter zu vergewaltigen, aber das erfuhr ich erst viel später.

Ein halbes Jahr später fuhr meine Mutter mit mir noch einmal nach Gablonz, um unsere **Oma vor der Vertreibung als Sudetendeutsche** zu retten.

Bei dieser Gelegenheit durfte Mutti mit mir noch einmal nach Lipnikowitz gefahren sein, um einige dort bei unseren tschechischen Verwandten deponierte Wertgegenstände abzuholen. Ich erinnere mich nur daran, dass wir nach einem längeren Fußmarsch in der Nacht dort angekommen sind. Vermutlich hatten wir damals bei der **Tante Anka** gewohnt, die nach 1945 aus **tschechischem Patriotismus** von Wien zurück nach Böhmen übersiedelt war. Sie sollte erst 1962 ein letztes Mal nach Wien kommen, davon später.

Oma fühlte sich trotz der traumatisierenden Ereignisse jener Jahre und trotz der Sorgen um den vermissten Sohn Tönl in der neuen Umgebung der Großstadt Wien relativ wohl.

Nach Kukan war von da an der Kontakt hauptsächlich auf unsere heimatverbliebenen Familienmitglieder der Oswald Zappe-Linie konzentriert. Im Briefverkehr durften ab sofort damals nur noch die **tschechischen Ortsnamen** verwendet werden.

Dr. Dieter Klein

Wien in der Nachkriegszeit seit 1945

Dr. Dieter Kleins Erinnerungen, 3. Teil

In Wien wurde mein **Opa Franz Klein** die wichtigste Bezugsperson. Ihm verdanke ich mein **Interesse für Kunst und Kultur**, obwohl er eher ein amüsischer Mensch war. Er holte mich von meinem 5. bis 7. Lebensjahr jeden Samstag Nachmittag ab und ging mit mir ins Kino, in verschiedene Museen und zum Essen, einmal sogar ins Theater, in die **Scala** auf der **Wiedner Hauptstraße**. Den Samstag-Vormittag verbrachte er immer im Römerbad, dort nahm er mich aber nie mit hin. Heute glaube ich zu wissen, warum: Er wirkte immer ausgeglichen und freundlich, ein idealer gutmütiger Opa. Viel später erfuhr ich von vielen unbeherrschten Wutausbrüchen in jüngeren Jahren während seiner Ehe mit meiner **Großmutter Emilie** geborene **Hrubý**, die aus einer ostböhmischen Bauernfamilie stammte, aus dem schon genannten Dorf **Lipnikowitz / Libnikovice** bei Königgrätz. Kaum vorstellbar, dass er im Streit während eines Besuches seiner Schwester **Irene Dorasil** (nach der Scheidung verheiratete Vogel) in der Streichergasse meiner Oma einen Stuhl nachgeworfen hatte, der dann tatsächlich zerbrochen war. Ein zusammengeleimtes Stuhlbein zeugt heute noch von dieser missglückten Ehe, die um 1938 geschieden worden ist. Geheiratet hatten die Beiden 1912, also war mein Opa damals schon in einem etwas fortgeschrittenen Alter. Sie hatten sich im **Carl-Theater** in der Praterstraße kennen gelernt, das als Anbändelort der „besseren“ Klassen bekannt gewesen ist. Meine Wiener Oma scheint sich selber intensiv weitergebildet zu haben, sie sprach perfekt Deutsch (ohne Akzent, anders als ihre anderen Schwestern,) und war zunächst Verkäuferin in einer **Prager Tabaktrafik**, bevor sie in Wien als **Sekretärin** arbeiten konnte. Einige interessante Briefe (ohne grammatikalische Fehler) fand ich erst vor wenigen Jahren in ihrem Nachlass, die das weitgehend negative Bild, das ich aus Erzählungen über sie gewonnen hatte, etwas milderten. Jedenfalls scheinen unsere



Familie Hruby aus Lipnikowitz, Mitte rechts meine spätere Großmutter väterlicherseits, Emilie

Familienzweige in Wien nach 1945 im Notfall doch zu gegenseitigen, umfangreichen Hilfeleistungen – egal ob tschechisch oder deutsch- bereit gewesen zu sein.

Sie hätte sich bestimmt über ihren einzigen Enkel (also über mich) das „**Dieterle**“, gefreut, das geht aus einem ihrer Briefe an meine Mutter hervor. Sympathisch fand ich ihre politische **Einstellung gegen die Nationalsozialisten**, die sie in einer Unterhaltung mit einer fremden Dame im Arenbergpark ebenso unvorsichtig wie mutig geäußert hatte. Sie wurde dafür zu **einigen Tagen Gefängnis** verurteilt.

Das gleiche Schicksal war ihrer Schwester, der **Tante Fanny** (verheiratete Neustetter) widerfahren, die sich ebenso laut wie negativ über Hitler (H. ist Arsch...) geäußert hatte. Von ihr fand ich ein Foto ihres Enkels Peter Hallama, das an Frau Franziska Neustetter, Zelle.....“ adressiert war.

Als ich um 1952 meinen Großvater zu einem Besuch bei seiner Ex-Schwägerin Fanny in ihrem Schrebergarten überreden konnte, war mein Vater fassungslos: „*Der Bua hat a Wunder vollbracht*“. Im **Versöhnen anderer Menschen** hatte ich wohl angeborene Talente, die aber sicher nicht von meinen Eltern ererbt waren.

Eine weitere Hrubý-Schwester war die **Tante Anka** (verheiratete Schmidt), von der ich in Wien nur die Erinnerung an ihre Abreise nach Lipnikowitz habe. Sie war dem 1945 von der tschechoslowakischen Regierung ausgegangenen

Aufruf zur Heimkehr aller Tschechen gefolgt, die vor allem die leer geräumten, bis dahin deutsch-altösterreichisch besiedelten Gebiete neu bevölkern sollten. Sie ging also in ihre tschechische Heimat, nach Lipnikowitz zurück.

Ich sollte sie erst in den sechziger Jahren wieder sehen, als sie zum ersten (und einzigen Mal) wieder nach Wien kommen durfte.

Auf die Frage meines Vaters, ob sie es wohl bereue, zurück nach Böhmen gegangen zu sein, gab sie die geradezu klassische Antwort „*Schicksal hat sich Arsch ausgewischt mit mir, dass ich zurückgegangen bin nach Böhmen*“.

Die vierte der Schwestern, die **Tonči**, kam erst in den zwanziger Jahren nach Wien, wo sie den Geiger **Hans Pichler** heiratete. Von ihr sind viele Liebesbriefe erhalten, die interessante Zeitdokumente sind. Ich mochte sie gern, meine Mutter lehnte sie ab. Die Begründung dieser Abneigung war mir damals noch unverständlich, aber das Ehepaar Pichler hatte sich in eine schöne Judenwohnung mit Balkon an der Ausstellungsstraße Nr. 27 im 2. Stock gesetzt. Mein Vater als deutsch gesinnter Österreicher versuchte mir diese Tatsache so zu erklären, dass es zwar nicht richtig gewesen sei, dass Hitler so viele Juden umgebracht hätte, dass andererseits es aber doch auch nicht schön wäre, wenn die Tante Tonči aus ihrer Wohnung raus müsste, wenn die jüdische Familie zurückkäme. Als Fünfjährigem genügte mir diese Erklärung: Die Tante sollte doch nicht „ihre“ Wohnung verlieren.

Den Onkel Hans, ihren Mann, kannte ich nicht mehr; er war Geiger im **Raimundtheater**, wo er auf sehr mysteriöse Weise ums Leben gekommen ist: Angeblich hatte er im Orchestergraben mit seinem Geigenbogen eine schlecht isolierte Stromleitung berührt, was für ihn tödlich endete. Meine Tante hatte ihre Zweifel an dieser Darstellung, sie tippte eher auf einen **politischen Mord**, konnte aber **nichts beweisen**.

Vermutlich war auch die Wohnungseinrichtung gleich an den Parteigenossen Pichler mit verkauft worden, die eleganten Möbel wären für eine einfache Wohnung, wie sie von den Pichlers in der benachbarten Wolfgang Schmälzl-Gasse vorher bewohnt worden war, wohl etwas zu teuer und zu elegant gewesen.

Die Wohnung an der Ausstellungsstraße hatte einen Bombenschaden, zumindest das hofseitig gelegene Kabinett war dadurch zunächst unbewohnbar; man konnte durch Löcher in den Fußböden und Zimmerdecken bis in die untersten Stockwerke sehen.

Unsere Wohnung in der **Streichergasse** war beschädigt, aber auch einigermaßen bewohnbar. Meine Mutter und Oma machten zunächst **Heimarbeit** für mehrere kleine **Bijouterie-Firmen**, die mit **Gablonzler Schmuck** handelten. Erinnern kann ich mich an eine Firma in der Andreasgasse, die zeitweise dem Schauspieler **Paul Hörbiger** gehörte. Unvergesslich das Telefongespräch meiner Mutter wegen eines Liefertermins, bei dem ich mich in der Telefonzelle einschaltete und „auch was sagen“ wollte. Mutter gab mir verwundert den Hörer und ich schrie „*Hallo, hallo, mich beißt ein Floh, ich weiß nicht wo, ich glaub am Popo...*“ Mutter entschuldigte sich entsetzt bei Herrn Hörbiger, der aber vor Lachen fast erstickt war.

Ansonsten war ich ein eher ruhiges Kind, wenn auch **eigenwillig**.

Mein Vater studierte noch mehrere Jahre seine **Kirchenslawistik** und gab **Russen Deutsch-Unterricht**. Meine Mutter bekam jede Woche 50 Schilling Wirtschafsgeld, aber sie musste immer darauf achten, dass er nicht schon vorher seine (damals sehr teuren) Zigaretten gekauft hatte.

Ähnlich wie in **Kukan**, so wollte ich (wohl 1946) auch in Wien eines Tages alleine Milch holen. Das Milchgeschäft mit offenem Ausschank befand sich in der Ungargasse. Ich zog also mit der Milchkanne los, aus irgendeinem Grund ging ich beim damals noch bestehenden Schrederhof einige Schritte zurück, um mich zu überzeugen, dass ich die Strohgasse bereits passiert hatte. Da sah ich meine Mutter, die mir besorgt gefolgt war. Jedenfalls war ich als Vierjähriger stocksauer über diese mir damals unverständliche Kontrolle.

Die ersten Wiener Jahre hatte ich kaum Kontakt mit anderen Kindern, das kam erst kurz vor meinem Volksschul-Eintritt im Herbst 1948. Gegenüber im 4er-Haus wohnte die **Familie Jansky** mit 4 Söhnen, drei vom verschollenen Vater, eines vom anwesenden Stiefvater. Mit Hansi, dem weit ältesten, sollte ich dann in die gleiche Volksschulklasse gehen.



Dieter Klein um 1945

Versöhnungsmarsch

Im Rahmen des Kulturfestivals „**Meeting Brno**“ (22. – 31. Juli 2022), welches in diesem Jahr **Gregor Johann Mendel** gewidmet ist, findet auch diesmal am Samstag, **23. Juli 2022** der ca. 30 Kilometer lange **Versöhnungsmarsch (pout / Smířeni)** von der Gedenkstätte für den Brünner Todesmarsch 1945 in **Pohrlitz zum Mendelpark in Brunn** statt.

Um 8:30 bzw. 9 Uhr fahren vom Mendelpark bei der Brauerei Staro Brno gratis Busse, um die Teilnehmer rechtzeitig zur Gedenkveranstaltung nach Pohrlitz zu bringen. Später werden, wie jedes Jahr, die Busse die Etappenorte anfahren, so dass niemand die volle Strecke zu Fuß zurücklegen muss.

Festival Meeting Brno / Versöhnungsmarsch:
<https://www.meetingbrno.cz/de/versohnungsmarsch-2022/>
 Fahrplan der Shuttlebusse zu den Etappenorten:
<https://www.meetingbrno.cz/jizdni-rad/>